

Zeitschrift: Theologische Zeitschrift
Herausgeber: Theologische Fakultät der Universität Basel
Band: 33 (1977)
Heft: 2

Artikel: Theologie und Geschichte
Autor: Hausammann, Susi
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-878502>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Theologie und Geschichte

Vortrag in Wuppertal am 16. 8. 1976.¹

Theologie, d. h. Reden von Gott, und Geschichte, d. h. wissenschaftliche Beschäftigung mit der Vergangenheit der Menschheit, mögen uns heute leicht *als zwei* nicht zu vermittelnde *Grössen erscheinen*.

1.

Heisst nicht «Reden von Gott» Reden von der absoluten Wahrheit in absoluter *Verbindlichkeit*? Und kann es etwas geben, was mehr die absolute Verbindlichkeit in *Relativität* auflöst als eine Beschäftigung mit der Geschichte? Jedenfalls lässt sich unschwer die Beobachtung machen, dass sich mit fortschreitendem Geschichtsbewusstsein eine Relativierung überkommener Werte verbindet. Dort jedoch, wo dies nicht geschieht, wo überkommene Werte durch eine bestimmte Geschichtsinterpretation gerade ideologisierend verbindlich gemacht werden sollen – wie im Nationalismus oder im Rassismus –, da geht das nicht ohne grausame Vergewaltigung von Menschen und Entwicklungen. Wer sich offen, ohne ideologische Scheuklappen, mit Geschichte beschäftigt, kommt um das Eingeständnis der Relativität aller menschlichen Werte und Wahrheitsansprüche nicht herum. Wer aber von Gott redet, der setzt mit diesem Begriff, oder besser: mit diesem Namen, zugleich eine Verbindlichkeit, die nicht relativierbar und hinterfragbar ist. Gott wäre nicht als «Gott» verstanden, wenn er nicht als die alles bestimmende, durch nichts bestimmte Wirklichkeit verstanden würde. So scheint in der Tat das Reden von Gott, die Theologie, mit geschichtlichem, relativierendem Denken unvereinbar zu sein. – Und bestätigt eben dies nicht auch unsere Erfahrung? Denn stehen wir nicht alle irgendwie unter dem Eindruck, dass Kirche und Theologie so oder so heute fälschlicherweise Konzessionen an die Geschichte machen? Die einen sehen diese falschen Konzessionen darin, dass Kirchen und Theologen in falscher Weise geschichtlich Gewordenes verbindlich machen; die andern umgekehrt gerade darin, dass sie verbindliche Wahrheiten in historischen Relativismus auflösen. So oder so wird die Unvereinbarkeit von Theologie und Geschichte behauptet oder zumindest faktisch vorausgesetzt. Müssen wir diese Behauptung oder Voraussetzung nicht teilen, wenn wir sachgemäss von Gott reden wollen? Müssen wir nicht, wenigstens im Zusammenhang unseres theologischen Denkens, die Geschichte entmachten, sie ausser Kurs setzen und uns ausschliesslich an eine ganz andere, völlig verbindliche Wirklichkeit halten?

Um diese Frage sachgerecht beantworten zu können, müssen wir uns zunächst

¹ Zum 2. Teil dieses Vortrages vgl. meinen Aufsatz «Was ist Theologie?»: *Orthodoxie Heute* 14 (1976), Nr. 57.

einige Gedanken darüber machen, was Theologie ist. Erst dann können wir nach der Geschichte, ihrem Bezug zur Theologie und gegebenenfalls ihrem Ort und ihrer Bedeutung innerhalb der Theologie fragen.

2.

Mit der wörtlichen Übersetzung des Begriffs *Theologie* als «Gottesgelehrtheit» oder «Gotteslehre» ist im Blick auf unseren Zusammenhang wenig gesagt. Es geht ja nicht einfach darum, eine richtige Definition zu finden, sondern mittels der Begriffsbestimmung ins Wesen des anvisierten Sachzusammenhanges hineinzufinden. Daher wähle ich aus all den vielen möglichen Antworten auf die Frage «Was ist Theologie?» eine, die das Wesen von Theologie zur Sprache bringt. Es ist eine Antwort, die mir bereits als Studentin Eindruck gemacht hat, weil sie sowohl schlicht und anschaulich als auch voll tiefer Bedeutsamkeit ist. Einer meiner theologischen Lehrer bestimmte «Theologie» in Anlehnung an Karl Barth sinngemäss mit folgenden Worten:

«Theologie ist das Nachdenken des christlichen Glaubens über seinen Glaubensinhalt von einem Sonntag zum andern.» An dieser Definition scheint mir ein Vierfaches bemerkenswert:

1. Theologie ist «Nachdenken», nicht «Nachsprechen» und nicht «Nachleben», sondern «Nachdenken». Damit ist das Moment verantwortlicher Denkarbeit gesetzt. Denn Denken, wenn es verbindlich und damit verantwortlich geschieht, erfordert harte Arbeit, setzt Disziplin und gezügelte Kreativität voraus. Damit ist ein subjektives Moment, ein Moment personaler Verantwortlichkeit, mit ins Spiel gebracht. Ja, mehr noch: «Denken» ist durch die Einmaligkeit seiner Voraussetzungen immer situationsbezogen und im strengen Wortsinn «unwiederholbar». Es ist somit durch die Raum- und Zeitgebundenheit personaler Existenz wesentlich geschichtlich. Theologie selbst ist also geschichtlich, weil der zeit- und raumgebundene Mensch, der das Subjekt der theologischen Denkarbeit ist, geschichtlich ist. Das aber bedeutet: Theologie ist wie alles Zeit- und Raumgebundene der Veränderung unterworfen. Gerade um ihr Wesen zu wahren, muss sie immer neu Gestalt gewinnen, muss sie sich immer neu in die Zeit hineinvermitteln. Das bedeutet aber nicht, dass die Theologie subjektivistischer oder relativistischer Willkür unterliegen würde. Denn Theologie ist nicht ungebundenes Denken, sondern «Nachdenken», d. h. im Nachvollzug gebundenes Denken. Im Nachvollzug wessen? Auf diese Frage werden wir noch genauer eingehen müssen. Sagen wir vorläufig: Theologie ist der verantwortliche denkerische Nachvollzug einer vorlaufenden Seinsbestimmtheit. Das bedeutet zunächst zweierlei:

a) Dem Denken geht ein Sein voraus. Das Denken ist diesem Sein sachlich nachgeordnet und hat sich in bezug auf seine Richtigkeit an diesem Sein zu messen. Es gibt also ein falsches Denken, ein Denken, das das Sein verfehlt.

b) Zu einem Denken, das sich als *Nachdenken* versteht, gehört, dass es sich

nicht selbst absolut setzt, sondern immer wieder dem Sein unterordnet und so die Ganzheitlichkeit von Sein und Leben durchsichtig macht. Das kann notgedrungen immer nur andeutungsweise gelingen; denn wie soll ein Teil das Ganze zum Ausdruck bringen? Wichtig ist jedoch, dass das Denken sich seines partiellen, hinweisenden Charakters bewusst bleibt und nicht das Sein zu beherrschen vorgibt. Diese unumgängliche Vorordnung des Seins vor das Denken missachtet sowohl derjenige, der die Geschichtlichkeit des eigenen Denkens übersieht, wie auch derjenige, der rationalistisch das Sein ins Denken auflösen zu können meint. Beide verfehlen die in der Theologie gestellte Aufgabe.

2. Theologie ist «Nachdenken des christlichen Glaubens». Das heisst: Theologie ist nicht voraussetzungsfreies Nachdenken; sie ist keine Wissenschaft in dem Sinne, dass sie von allgemein einsichtigen Prämissen aus zu Schlüssen gelangen würde, die für jedermann nachprüfbar und objektiv einsichtig wären. Theologie hat vielmehr zur Voraussetzung den christlichen Glauben, und dieser Glaube ist seinem Wesen nach «paradox», d. h. er glaubt gegen den Schein, gegen die Einsicht, aufs Offenbarungswort Gottes hin, weil Gott, der Ganz-Andere, Unweltliche, nur in diesem Wort für uns fassbar geworden und Gestalt angenommen hat. Auf diesen Sachverhalt hat die sog. «Dialektische Theologie» der zwanziger Jahre besonders hingewiesen. Karl Barth zieht daraus in einem Vortrag von 1922 für das Reden von Gott den «paradoxen» Schluss: «Wir sollen als Theologen von Gott reden. Wir sind aber Menschen und können als solche nicht von Gott reden. Wir sollen beides, unser Sollen und unser Nichtkönnen, wissen und eben damit Gott die Ehre geben.»² Das aber bedeutet, dass man nicht als neutraler, unbetroffener Beobachter Theologie treiben kann. Die Ergebnisse der Theologie leuchten niemandem ein, er akzeptiere denn die Prämissen der göttlichen Offenbarung und werde durch den Heiligen Geist erleuchtet. Heiliger Geist und Glaube sind also unumgänglich notwendige Voraussetzungen für eine ernsthafte Theologie. Das heisst aber nicht, dass der Theologe Geist und Glaube für seine Arbeit mitzubringen hätte. Heiliger Geist und Glaube können nie auf diese Weise Vorbedingungen sein, weil sie nie in der Verfügbarkeit des Menschen stehen, nie sein Besitz sind, auf den er sich zurückziehen kann, sondern immer Gottes freies Geschenk, das Gott allerdings dem zu geben verheissen hat, der ihn darum bittet und dafür offen ist.

3. Damit sind wir aber bereits beim nächsten Punkt: Theologie ist Nachdenken des christlichen Glaubens «über seinen Glaubensinhalt». Der Glaube, der sich zur Theologie aufgerufen weiss, so dass er von Gott reden muss, obgleich er als Mensch nicht von Gott reden kann, dieser Glaube ist nicht einfach ein religiöses Gefühl, eine unbestimmte Betroffenheit, eine grundsätzliche Offenheit, sondern ein inhaltlich bestimmter Glaube. Er hat einen unverrückbaren und unverwechselbaren Inhalt: Er ist Glaube nur als Glaube an den Dreieinigen Gott, Vater, Sohn und Heiligen Geist, wie er in der Kirche verkündigt, be-

² K. Barth, *Das Wort Gottes als Aufgabe der Theologie: Das Wort Gottes und die Theologie*, = *Ges. Vorträge*, 1 (1924), S. 158.

kannt und verehrt wird. In diesem Sinne schrieb Karl Barth 1932 am Anfang seiner Kirchlichen Dogmatik³:

«Theologie ist . . . eine Funktion der Kirche . . . Aber eben indem sich die Kirche zu Gott bekennt, bekennt sie sich auch zur Menschlichkeit und zugleich zu der Verantwortlichkeit ihres Handelns. Sie weiss um die schwere Anfechtbarkeit, in der sie von Gott redet, und weiss, dass sie für ihr Reden Gott Rechenschaft schuldig ist . . . Theologie als Wissenschaft . . . ist eine Massnahme der Kirche, ergriffen im Blick auf jene Anfechtbarkeit und Verantwortlichkeit ihres Redens. Sie wäre sinnlos ohne die rechtfertigende Gnade, die auch hier allein gut machen kann, was der Mensch als solcher auf alle Fälle schlecht macht, sie kann aber sinnvoll sein als Akt des Gehorsams eben gegen diese Gnade, des Gehorsams, in dem der Mensch auch hier ohne zu schauen glauben darf, seine Sache gut zu machen . . . Es gibt also Theologie in diesem besonderen und eigentlichen Sinn, weil es in der Kirche vor ihr und ohne sie Rede von Gott gibt. Theologie *folgt* der Rede der Kirche, sofern sie sie mit ihrer Frage, ob es dabei mit rechten Dingen zugehe, nicht an einem ihr fremden Massstab, sondern an ihrem eigensten Ursprung und Gegenstand misst . . . Das Kriterium der christlichen Rede von der Vergangenheit und von der Zukunft her und mitten in der Gegenwart ist also das Sein der Kirche, d. h. aber Jesus Christus: Gott in seiner gnädigen offenbarenden und versöhnenden Zuwendung zum Menschen . . .»

Damit ist das Sein, dem die Theologie als *Nachdenken* nachfolgt, präzisiert: es ist das Sein der Kirche. Dabei ist Kirche weder primär als gesellschaftliche Institution noch als Rechtsgefüge verstanden, sondern als Leib Christi, dessen Haupt Christus selbst ist (Röm. 12, 4), als Bau und Tempel Gottes, wo Christus Fundament und Schlussstein ist, als Volk Gottes, dessen Repräsentant, Anfänger und Vollender Christus ist. Denn in der so verstandenen Kirche hat der Inhalt des Glaubens Gestalt gewonnen: in Schrift und Tradition, in Bekenntnis und Dogma. So bildet die Kirche den Lebensraum der Theologie, und Schrift und Tradition, Bekenntnis und Dogma sind Ausgangs- und Zielpunkt der theologischen Bemühungen.

Nun ist dies allerdings nicht so zu verstehen, wie man dies bisweilen – besonders im römisch-katholischen Raum – interpretiert, dass nämlich Bekenntnis und Dogma selbst der theologischen Reflexion entnommen wären und sich die Theologie nur in den von ihnen unbesetzt gebliebenen Freiräumen entfalten könnte. Dieses scholastische Missverständnis von Theologie mag seine Ursache darin haben, dass man im westlichen Raum seit dem 11. Jahrhundert unter Theologie primär die Aufstellung und Entscheidung von dogmatischen Streitfragen durch die an den Glauben gebundene Vernunft verstanden hat, nicht aber das Nachdenken und Nachmeditieren der *Mysteria Dei*, der Heilsveranstaltung Gottes in Jesus Christus. Dies zeigt sich besonders deutlich an der dialektischen Methode der Theologie, wie sie die Scholastik seit Abaelard angewandt und durch Thomas von Aquin meisterhaft zur Vollendung geführt hat. Es ist die Methode, zwei sich widersprechende Lehrmeinungen gegeneinander zu halten und darauf aufbauend die eigene Lehrmeinung als mittlere Lösung anzubieten. Auf diese Weise ist die Theologie mit methodischer Notwendigkeit zum Schulgezänk geworden, und es versteht sich von selbst, dass davon die Lehrentscheidungen der Kirche gespart bleiben mussten. Damit wird aber gerade der wesentliche Inhalt der Theologie nicht bedacht, und die Theologie wird letztlich irrelevant.

³ Ders., *Die kirchliche Dogmatik* 1, 1 (1932), S. 1–3.

Evangelische Theologie kann sich selbst nicht so verstehen. Für sie sind Bekenntnis und Dogma, Schrift und Tradition nicht unberührbare, der persönlichen Verantwortung des Theologen enthobene Grössen, die man nur *nachsprechen* kann, sondern sie sind die Eckpfeiler, bei denen das theologische *Nachdenken* immer wieder einsetzt und endet und von denen aus es den übrigen Raum erobert. Es ist zu beachten und mit Nachdruck zu betonen, dass der Theologe, wenn er seine Aufgabe in diesem Sinne versteht, nicht nur seine Folgerungen aus den Bekenntnissen und Dogmen der Kirche persönlich zu verantworten hat, sondern auch jedes Nachdenken und Nachsprechen der Bekenntnisse und Dogmen selbst. Das folgt zwangsläufig aus dem Ansatz der Geschichtlichkeit der Theologie: Jedes Nachdenken und Nachsprechen der Dogmen fällt in die persönliche und kirchliche Verantwortlichkeit des Theologen, weil es nicht bloss Wiederholung, sondern zugleich Interpretation, persönliches Bekenntnis und Weiterführung des kirchlichen Bekenntnisses zu einer grösseren Fülle ist.

4. Theologie ist das Nachdenken des christlichen Glaubens über seinen Glaubensinhalt «von einem Sonntag zum andern». Das heisst, dass Ausgangs- und Zielpunkt jeder Theologie der sonntägliche Gemeindegottesdienst ist. Seit den Tagen der frühen Christenheit ist die sonntägliche Gemeindefeier das Herz des gemeinschaftlichen und persönlichen Lebens der Christen. Hier im gemeinsamen Anrufen des Herrn in Lob und Bitte, im gemeinsamen Hören auf sein Wort und in der gemeinsamen Feier seiner Bundeszeichen, der Sakramente, realisiert und verifiziert sich Kirche. Hier ist auch der Boden, auf dem die Theologie wächst, und zwar mit innerer Notwendigkeit, denn die Anrufung des Herrn, die Verkündigung seines Wortes und die Feier seiner Sakramente muss von den Gläubigen verantwortet, sachgerecht aufgenommen und weitergegeben werden. Das ist die Funktion der Theologie. Für das theologische Nachdenken selbst ergibt sich daraus eine Konsequenz in dreifacher Hinsicht:

a) Wo dieser Einsatz beim Gottesdienst festgehalten und in seiner Bedeutung begriffen wird, hat dies zur Folge, dass die jeweils zur Debatte stehenden Einzelfragen immer wieder im Kontext des Ganzen gesehen werden müssen und nicht ein falsches Eigengewicht erhalten. Denn das ist doch wohl einer der tiefsten Gründe für die Entstehung von Häresien, dass Einzelfragen aus ihrem Kontext herausgelöst und eine dem Ganzen der christlichen Tradition nicht entsprechende Akzentuierung erhalten, weil der Gesamtzusammenhang des im Gemeindegottesdienst verankerten christlichen Glaubens aus den Augen verloren wird. Häresien kann man daher nicht durch isolierte Diskussion der zur Debatte stehenden Punkte entlarven, sondern nur durch ein Rückbinden der Streitfragen in den Gesamtzusammenhang des im Gottesdienst verwurzelten und aus dem Gottesdienst lebenden christlichen Glaubens.

b) Der Einsatz beim Gottesdienst bedeutet aber auch, dass der Theologe seinen Denkweg nicht als Einzelgänger betritt, der mit seiner Theologie nur seine eigenen Bedürfnisse zu befriedigen sucht. Er versteht sich vielmehr auch in seinem theologischen Denken als Glied der Kirche, der er mit seiner Kreativität und Denkkraft zu dienen hat. Es ist ein Kennzeichen genuin christlicher, verantwortungs-

bewusster Theologie, dass sie nicht nur beim Gottesdienst einsetzt, sondern auch zu ihm zurückführt. Denn ihr Ziel ist es ja, die Feiernden reicher an Einsicht, Liebe und Hingabe zu machen. Darum ist Theologie auch nicht nur die Sache einiger Privilegierter, sondern aller Gläubigen, denn sie alle müssen und wollen ja an Einsicht, Liebe und Hingabe wachsen; sie alle können das nur tun, indem sie – nach Massgabe ihres Vermögens – Herz, Hand und Kopf an diesem Wachsen Anteil haben lassen. Darum kann keiner der Gläubigen sich von der Theologie dispensieren. Jeder ist Theologe. Das bedeutet nicht, dass es nicht auch Fachtheologen als Berufstheologen geben müsste. Diese sind nötig, um Wege des Denkens und Verstehens zu bahnen und Irrwege zu signalisieren, so dass die Gläubigen ihren Weg leichter und sicherer finden können. Aber ob Berufstheologe oder nicht, jeder Gläubige ist nach Massgabe seiner Kräfte für die Theologie der Kirche verantwortlich, denn *wir* sind die Kirche.

c) Wenn auf diese Weise der Gemeindegottesdienst Ausgangspunkt und Zielpunkt aller Theologie ist, dann bekommt die Geschichtlichkeit der Theologie einen neuen Akzent und eine neue Bedeutsamkeit. Sie ist dann nicht mehr das zu beklagende unabänderlich allem Irdischen anhaftende Verhängnis der raumzeitlichen Beschränktheit und Vergänglichkeit, sondern wird positiv zu einem Zeugnis der Güte Gottes, der dem Menschen in dessen Beschränktheit das Vermögen gibt, die ihn übersteigenden Mysterien des Heilsgeschehens gemäss seiner geistigen Reife in seinem Horizont zu verstehen, um auch mit seinem Verstand und Willen dem Heilshandeln Gottes entsprechen zu können. Die Geschichtlichkeit der Theologie ist also die Folge davon, dass Gott die Menschen auch in seinem Heilshandeln nicht vergewaltigt, sondern sich ihnen so gibt, wie sie ihn aufzunehmen in der Lage sind. Die Theologie selbst hat diesen Sachverhalt dadurch zu respektieren, dass sie sich nicht ihrerseits selbst gewalttätig absolut setzt, sondern in Demut die Güte dessen preist, der sie einen Zipfel seiner Herrlichkeit schauen lässt.

3.

Damit sind wir schon mitten in der Frage nach dem Verhältnis von Geschichte und Theologie. Es gilt nun, das von der Theologie her Gesagte im Blick auf die *Geschichte* zu vertiefen und zu präzisieren:

1. Der tiefste Grund für die notwendige Beziehung zwischen Geschichte und Theologie ist die *Menschwerdung* Gottes in Jesus Christus. Gott hat, indem er in Jesus Christus selbst in die Geschichte eingetreten ist, nicht nur die Gläubigen, sondern auch die Geschichte selbst erlöst, verwandelt und erneuert. Das ist die Rekapitulatio, von der die Theologen seit Irenäus reden und die schon Paulus in Röm. 5–8 im Blick hat: die Verwandlung der durch die menschliche Sünde, die Sünde Adams, bedingten Todesgeschichte und Verfallsgeschichte in eine Geschichte des Lebens und Wachstums, eine Heilsgeschichte. Dabei ist zu beachten, dass diese Heilsgeschichte nicht ein Teil der Gesamtgeschichte ist, sondern diese selbst, und dass an ihr nicht nur die Menschheit, sondern der gesamte Kosmos

partizipiert. Die Heilsgeschichte ist primär das Heilshandeln Gottes zur Erlösung und Verwandlung der gefallenen Schöpfung, damit aber auch das Hinwachsen und Zuschreiten alles Geschaffenen auf den neuen Himmel und die neue Erde. Während die unverständige Natur und die Gottlosen daran nur leidend und unbewusst harrend teilhaben, werden die Gläubigen von Gott gewürdigt, durch den Glauben und eine dem Glauben entsprechende christliche Existenz bewusst aktiv und schöpferisch gestaltend an diesem Wachstum zu partizipieren. Damit aber wird der Mensch wieder das, wozu ihn Gott bei seiner Schöpfung erwählt hat, und was er durch die Entfremdung von Gott aufgehört hat, sein zu können: Mitarbeiter an seinem Reich (Kol. 4, 11).

2. Für das Verständnis von Geschichte bedeutet das: Die geschichtliche Faktizität, wie sie unserem durch die Sünde blinden Verstand begegnet, kann nicht Massstab für das Verständnis von Geschichte sein. Wem nicht im Glauben das Augenlicht geschenkt wird, der wird den Sinn der Geschichte nie begreifen. Denn die geschichtlichen Fakten sprechen keineswegs für sich selber; sie müssen interpretiert werden von ihrem Ziel und Ende her. Dieses Ziel liegt aber verborgen in der Oikonomia, im Heilsplan, Gottes und ist offenbar nur dem Glauben. Die Geschichte ist daher keine jedermann evidente Grösse, wie allgemein angenommen wird. Sie ist vielmehr ein Mysterium, um dessen Interpretation sich Glaube und Unglaube notwendig streiten müssen.

3. Das bedeutet nun aber notgedrungen, dass die Interpretation von Geschichte keine bloss intellektuelle Angelegenheit ist, die allein im Intellekt ihren Ort hätte und von der Ratio bestimmt werden müsste, so dass sie, abgesehen vom Lebensvollzug des Interpreten, zustande kommen könnte. Vielmehr spiegeln Geschichtsinterpretation und Geschichtsverständnis immer so oder so die Lebenseinstellung des Interpreten wider. Auch dort, wo er sich um Wissenschaftlichkeit bemüht, kann er die vor- und nichtwissenschaftlichen Komponenten in seiner Interpretation nicht einfach ausschliessen. Das würde auch nicht der Wissenschaftlichkeit entsprechen, denn Rationalismus und Intellektualismus sind nicht Wissenschaftlichkeit, sondern schlicht Mangel an Einsicht in die hermeneutischen Zusammenhänge. Wissenschaftlich ist eine Geschichtsinterpretation vielmehr, wenn sie sauber ihre nichtwissenschaftlichen Voraussetzungen und Ziele aufzudecken, konsequent die Folgerungen daraus zu ziehen und eindeutig ihre Grenzen deutlich zu machen vermag. Man wird sagen dürfen, dass die Geschichtswissenschaft am meisten darunter leidet, dass in ihr immer wieder Zusammenhänge als eindeutig zu interpretierende Fakten ausgegeben werden, ohne dass deutlich wird, welches die Voraussetzungen sind, unter denen sie als solche erscheinen. Gerade dies aber ist unwissenschaftlich, da hier die Wahrheit bewusst oder unbewusst verschleiert wird. Christliche Geschichtsinterpretation kann kein Interesse an einer solchen Verschleierung der Wahrheit haben. Sie braucht nicht zu fürchten, dass durch eine subjektive Sicht der Dinge die Verbindlichkeit der Wahrheit ins Wanken gerät, weil für sie jede menschliche Wahrheit seinsmässig verankert ist in der göttlichen Wahrheit, auch wenn diese vom Menschen immer nur im strengen Sinn des Wortes «relativ» erfasst werden kann.

4. Damit ist nun auch gesagt, dass die Geschichtsinterpretation keinem intellektuellen Selbstzweck genügen kann, wenn sie sich recht versteht. Denn Geschichte interpretieren heisst an der Gestaltung der Welt partizipieren in schöpferischem Mitwirken (*synergeîn*) oder in unfruchtbar leidendem Sich-Verschliessen. Der marxistische Slogan, es komme nicht darauf an, Geschichte zu interpretieren, sondern sie zu verändern, zeugt von einem tiefen Nicht-wissen um die Zusammenhänge: Zwischen Interpretation und Verändern, d. h. Gestalten, von Geschichte kann man keinen Gegensatz aufreissen. Wer immer Geschichte interpretiert, verändert sie, indem er so oder so handelnd an ihr partizipiert. Das bedeutet noch lange nicht, dass damit der die Geschichte interpretierende Mensch der Herr und Lenker der Geschichte wäre. Dieser Schluss wäre ein Kurzschluss. Wer Herr und Lenker der Geschichte ist, ist eine vorwissenschaftliche Glaubensfrage, über die die Geschichtsbetrachtung keine Auskunft geben kann, sondern die ihrerseits die ganze Geschichtsbetrachtung bestimmt. Für jeden Christen, will er seinen Glauben nicht verleugnen, bleibt allein Gott der Herr und Lenker der Geschichte. Aber Gottes Gewaltlosigkeit, wie sie in Jesus Christus offenbar geworden ist, bewirkt es, dass der Mensch nicht zur Untätigkeit verurteilt ist, wo Gott handelt. Denn Gott ist nicht nur oder besonders da am Werk, wo der Mensch seine Hände in den Schoss legt; Gott ist vielmehr überall am Werk, auch dort, wo der Mensch meint, die Situation völlig zu beherrschen. Sonst wäre Gott nicht Gott. Dies aber entbindet den Menschen keineswegs vom verantwortlichen Handeln. Jeder Gläubige, dem es mit seinem Glauben ernst ist, weiss das. Darum sucht er in seinem Handeln die Übereinstimmung mit Gottes Handeln, erkennend, dass nur auf diese Weise die Realisierung der Erlösung vollzogen wird.

5. Ist das Gesagte richtig, dann folgt daraus, dass die christliche Geschichtsinterpretation – wie im übrigen jede andere auch – ein praktisches Ziel verfolgt und danach ihre Blickrichtung einstellt und die Auswahl der zu betrachtenden Sachverhalte trifft. Dieses praktische Ziel aber kann kein anderes sein als das Ziel des Glaubens selbst: dass Gott sein möge alles in allem (1. Kor. 15, 28) und seine Schöpfung wieder voll an ihm und seiner Herrlichkeit Anteil bekommen möge. Es ist dies ein Ziel, das nicht durch unser Streben und Bemühen realisiert werden kann. Wir können das Reich Gottes nicht bauen. Gott selbst wird es herbeiführen am Ende der Zeiten, dann, wenn wir es am wenigsten erwarten, dann, wenn eine vordergründige Geschichtsinterpretation die Sache Gottes scheinbar zu Recht verloren glaubt (Mark. 13, 4–37). Aber die Gläubigen werden sich nicht irreführen lassen (Mark. 13, 5). Sie werden wachen (Mark. 13, 33–36). Und zu diesem Wachen gehört, dass sie die Zeichen der Zeit richtig deuten (Mark. 13, 28 f.), also die Geschichte mit den Augen des Glaubens zu lesen wissen. Das sind Augen, die in der Geschichte Gott am Werk sehen, sowohl im Leben und Leiden seiner Heiligen wie auch in der verzweifelten Auflehnung seiner Widersacher. Ein solches Sehen ist kein unfruchtbar passives Betrachten aus einer Zuschauerrolle, sondern ist eine Schau, die den Schauenden hineinnimmt in die Bewegung der geschauten Geschichte, ihm also nicht nur das Vermögen verleiht, deutlich und gewiss zu sehen und zu unterscheiden (Mark. 8, 22–26), sondern ihm damit auch die Fähig-

keit verleiht, sich aufgrund dieser Sehkraft im Leben und in der Welt zu orientieren.

6. Geschichte, so verstanden, leitet den Glaubenden an, in ihr nach den Ordnungen Gottes als den Lebensordnungen zu suchen, so wie nach dem Zeugnis des Alten Testaments Israel im Rückgriff auf seine Geschichte nach den Ordnungen Gottes suchte (vgl. z. B. Ps. 105–107). Dabei ergeben sich nun allerdings keine allgemein evidenten Gesetzmässigkeiten der Geschichte, wie man sie heute im Gefolge der marxistischen Geschichtsinterpretation so gerne finden möchte. Aber es ergibt sich die Möglichkeit einer Orientierung, und dies vor allem in vierfacher Hinsicht:

a) Aus der mit den Augen des Glaubens gesehenen Geschichte kommen dem Glaubenden Modelle christlicher Existenzbewältigung und damit Modelle der Nachfolge Christi entgegen. Diese Modelle sind nun ganz gewiss nicht einfach nachzuahmende Vorbilder, denn ihre historische Einmaligkeit und raumzeitliche Gebundenheit kann nicht ungestraft überspielt werden. Ihr Modellcharakter kommt vielmehr darin zur Geltung, dass das gläubige Nachdenken sich in ihrer Betrachtung einüben kann in eine der göttlichen Liebe entsprechende Lebenshaltung.

b) Das ist darum so wichtig, weil jeder Glaubende darauf angewiesen ist, dass er weiss, dass er nicht allein, als isoliertes Individuum, seinen Glaubenskampf durchzustehen hat, sondern in der Kirche von einer Wolke von Zeugen (Hebr. 12, 1) umgeben ist, die ihn trägt, ihm Gemeinschaft und Geborgenheit schenkt. Darum ist für den Glauben Geschichte vorwiegend Kirchengeschichte, nicht in dem Sinne, dass sie vorzüglich oder gar ausschliesslich die kirchlichen Organisationen und ihre Lebensformen zum Gegenstand der Betrachtung machen würde, sondern in dem Sinne, dass alle Geschichte und alles menschliche Zusammenleben von der Gemeinschaft in Christo her auf die Gemeinschaft in Christo hin verstanden und interpretiert wird.

c) Dies aber hat Einfluss auf die Wertung von Geschichte. Denn vom christlichen Glauben her kann die Geschichte nicht wertneutral betrachtet werden. Zwar wird sich der Glaubende hüten, sich an Gottes Statt zum Richter über fremden Glauben und fremde Liebe aufschwingen zu wollen. Die Geschichte ist nicht das Weltgericht, und die Gläubigen sind nicht der Weltenrichter. Aber wenn sie mit den Augen des Glaubens die Geschichte lesen, können sie diese vor den Zeugnissen der Sünde und des Bösen nicht schliessen. So wächst ihnen in der Beschäftigung mit der Geschichte Sündenerkenntnis zu. Diese Sündenerkenntnis kann nur bewältigt werden, wo sie ins Gebet hineinführt und zum Sündenbekenntnis wird. Denn jede Sünde, eigene wie fremde, wiegt viel zu schwer und führt zur Deformation der Person, wenn sie nicht im Gebet abgeladen wird. So ist denn das Gebet notwendig mit der christlichen Geschichtsbetrachtung verbunden, wie es mit allem Tun des Christen verbunden ist.

d) Damit wird nun aber auch die jeden Menschen bedrohende latente Angst vor der dunklen Schicksalsmächtigkeit der Geschichte gebannt und die Geschichte in die ihr von Gott gesetzten Grenzen verwiesen. Denn ihr Ausgang ist ja nicht

ungewiss, nicht dem blinden Spiel der Kräfte, der Macht des Bösen und der Ohnmacht des Guten, anheimgegeben. Ihr Ausgang ist vielmehr in Jesu Christi Kreuz und Auferstehung schon vorweggenommen. Wie nämlich die Menschwerdung Gottes in Jesus Christus der Grund der Geschichte ist, so ist die durch Kreuz und Auferstehung besiegelte Verherrlichung Christi das Ziel aller Geschichte. Denn Christi Verherrlichung zur Rechten des Vaters nach seiner Auferstehung ist nicht nur das Ende seiner Geschichte, sondern auch die Bestimmung unserer Geschichte. «Daher (sc. infolge seines Gehorsams bis zum Tod am Kreuz) hat ihn auch Gott über die Massen erhöht und ihm den Namen geschenkt, der über jeden Namen ist, damit in dem Namen Jesu sich beuge jedes Knie derer, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind, und jede Zunge bekenne: 'Herr ist Jesus Christus' zur Herrlichkeit Gottes des Vaters» (Phil. 2, 9–11). Dadurch ist der Schicksalsangst vor den finsternen Geschichtsmächten der Boden entzogen. Nicht eine unbestimmte Hoffnung erhellt dem Glaubenden die Geschichte, sondern eine Hoffnung, die nicht zuschanden werden kann: «Christus in euch, die Hoffnung auf Herrlichkeit» (Kol. 1, 27). Das aber bedeutet, dass wir unsere bleibende Bestimmung nicht im Ungewissen suchen müssen: Jede in Glauben und Liebe Christus dargebrachte Proskynese ist eine Antizipation unserer Verherrlichung am Ende der Geschichte, Einübung und zugleich Vorgeschmack des wahren Seins, wie es am Ende der Geschichte an uns allen offenbar werden soll.

Kehren wir zurück zum anfangs dargestellten Problem. Wir werden nach all dem Gesagten schliessen müssen: Theologie und Geschichte sind nicht nur nicht unvereinbar, sondern *bedingen sich*, vom christlichen Glauben her gesehen, gegenseitig. Theologie hat also keinen Grund, vor einer Beschäftigung mit der Geschichte zurückzuschrecken. Sie muss nur darauf achten, dass dem Geschichtsdenken keine falsche Eigengesetzlichkeit oder unreflektierte Anpassung an ein glaubensfremdes Denken zugestanden wird. Sie hat darauf zu bestehen, dass der Glaube seine eigene Sicht von Geschichte, seine eigene Geschichtsinterpretation hat, die bis zum Jüngsten Tag vom Unglauben angefochten werden wird und nie auf allgemeine Zustimmung rechnen kann. Gerade darum ist für die Theologie Flucht vor der Geschichte Verrat an der eigenen Sache. Für den, der Gott als Schöpfer und Weltenrichter bekennt, kann die Geschichte nichts sein, von dem er Abstand nehmen müsste. Vielmehr gilt auch hier das Wort des Apostels Paulus: «Alles ist euer, ihr aber seid Christi, Christus aber ist Gottes» (1. Kor. 3, 22 f.).

Susi Hausammann, Wuppertal